

## SMALL TOWN UTOPIA KREUZBERG

### Die kanakisch-queere Eroberung der Straße

Nuray Demir, Andrea Caroline Keppler und Sabuha

In der offiziellen Geschichtsschreibung zur friedlichen Revolution 1989 und der deutsch-deutschen Vereinigung 1990 dominiert immer noch eine mehrheitsdeutsche Perspektive, in der Migrationsgeschichten kaum eine Rolle spielen. Mit der Veranstaltungsreihe »Memory Care« bei District\* Schule ohne Zentrum möchten wir, die Kurator\*innen Andrea und Nuray, ausgehend von diesen historischen Leerstellen intersektionale Erinnerungskultur\*en versammeln, die der postmigrantischen Gesellschaft gerecht werden.

Auch anlässlich der Jahrestage der westdeutschen Anwerbeabkommen mit Griechenland und Spanien (1960) und der Türkei (1961) sowie des Jahrestages des bilateralen Vertrages zwischen der DDR und Vietnam (1980) verstehen wir »Memory Care« als Versuch, dem herrschenden Narrativ die Geschichten von Arbeitsmigrant\*innen sowie auch anderer marginalisierter Akteur\*innen entgegenzusetzen. Mit ihren ganz unterschiedlichen Protest- und Widerstandsformen haben sie wichtige Pionier\*innenarbeit geleistet und ein empowerndes Vermächtnis hinterlassen, das nach wie vor von großer Relevanz ist. Dieses Vermächtnis möchten wir sichtbar machen. Dazu versammeln wir in inter- und transdisziplinären Formaten des Gedenkens Zeitzeug\*innen, Arbeiter\*innen, Aktivist\*innen, Künstler\*innen, Theoretiker\*innen, Forscher\*innen und andere Akteur\*innen, um aus ihren geteilten Erfahrungen heraus gemeinsame Verbindungslinien aufzuzeigen, neue Bündnisse zu schaffen und bestehende Allianzen zu stärken.

Der Südblock am Kottbusser Tor ist einer unserer Lieblingsorte in Berlin. Wenn wir hier oder in anderen Räumen wie dem Aquarium oder dem Café OYA\*Kollektiv sitzen, sind wir uns im Klaren darüber, dass diese queeren Räume nicht naturgegeben oder vom Himmel gefallen sind, sondern schwer erkämpft wurden. Diese Kämpfe haben zu einer langsamen antidiskriminatorischen Transformation von Kreuzberg beigetragen.



Doch darauf folgt das schnelle Vergessen. Diese Räume waren und sind nach wie vor von Schließungen betroffen. Manche existieren nicht mehr und aktuell sind viele durch Gentrifizierung und auch durch die Aus-

fälle um Covid-19 gefährdet. Das zeigt uns, wie schnell diese Orte wieder verschwinden können und damit auch widerständige Geschichte(n). Wer waren die Akteur\*innen und Aktivist\*innen, die diese Räume erkämpfen und erhalten haben sowie für queere Sichtbarkeit in Kreuzberg gesorgt haben? Wie sahen ihre konkreten Proteste und Kämpfe aus? Uns ist es wichtig Zeitzeug\*innen zu Wort kommen zu lassen und zuzuhören – damit kollektives Erinnern möglich ist.

Für Erinnern stören haben wir daher Sabuha, Zeitzeug\*in, Aktivist\*in und Künstler\*in gebeten, sich an Kreuzberg vor und nach dem sogenannten Mauerfall zu erinnern, um intersektionale Erinnerungskultur\*en sichtbar zu machen, die für das heutige Kreuzberg aus unserer Perspektive von besonderer Bedeutung sind.

Lasst uns gemeinsam Sorge tragen, damit diese Geschichte(n) nicht in Vergessenheit geraten. Wir laden dazu ein, an diese queeren Kämpfe anzuknüpfen – in diesem Sinne: Let's keep on fighting!

#### Interview mit Sabuha

NUR AY und ANDREA: Wann und warum bist du nach Berlin gezogen?

SABUHA: Das erste Mal war ich 1992 in Berlin. Das war im Rahmen eines Jugendprojekts aus dem Ruhrpott. Wir haben damals einen einwöchigen Ausflug nach Berlin gemacht. So bin ich nach Berlin gekommen. Ich habe mich damals entschieden, wenn ich irgendwo leben will, dann will ich in Berlin leben.

Ich habe damals heimlich gewusst, dass ich schwul bin. Am 4. Januar 1996 bin ich nach Berlin abgehauen. Weil ich dachte, ich will frei sein.

Das damalige Berlin wurde ja gesamtgesellschaftlich als unattraktiv beschrieben.

Mich hat die Attraktivität nicht interessiert. Für mich war Berlin eine Großstadt und frei. Ich wollte einfach weit weg von Zuhause. Ich hätte auch nach Köln ziehen können, in die nächstgrößere Stadt oder nach Duisburg, Düsseldorf. Das war mir aber immer noch zu nah an meiner Familie und ich wollte wirklich ich sein, mich leben. Berlin habe ich ausgesucht. Eigentlich ... Soll ich die ganze Geschichte erzählen?

Ja, bitte!

Im Januar 1996 bin ich wie gesagt nach Berlin abgehauen. Aber im Oktober 1995 bin ich mit einer damaligen Freundin und ihrer Chefin, bei der ich damals ein Praktikum gemacht habe, nach Berlin, weil ein guter Freund von ihr aus Hattingen, wo ich herkomme, nach Berlin ziehen wollte. Wir haben beim Umzug geholfen und waren zwei Tage in Berlin. An diesem Wochenende sind wir am Nollendorfplatz ausgegangen. Die Freundin wusste, dass ich schwul bin. Sie war die einzige. Sie hat es ihrem Freund erzählt und die dachten, wir tun Mesut, so hieß ich damals, mal was Gutes. Wir gehen in eine schwule Kneipe am Nollendorfplatz. Da saßen wir dann an der Tür und am Tresen saß jemand, der hat die ganze Zeit rüber gestarrt und ist dann an unseren Tisch gekommen und hat gesagt »Ich weiß nicht wer du bist, aber ich habe das Gefühl, ich würde dich gerne auf deine Lippen

küssen«. Meine Freund\*innen sind dann los mit der Ausrede früh aufstehen zu müssen. Und dann saß ich da mit ihm. So entstand der Kontakt mit Peter.

Silvester 1996 ist die Situation zuhause eskaliert. Ich habe damals bei dieser Freundin übernachtet und von dort aus Peter angerufen und er meinte: »Komm nach Berlin«. Und da ich immer nach Berlin wollte, dachte ich, da ist wenigstens jemand in Berlin, den du kennst. Es war natürlich die komplette Katastrophe mit ihm, aber das ist eine andere Geschichte. So bin damals nach Berlin gekommen und ich bereue es bis heute nicht.

Ist dir ein Bild von Berlin aus dieser Zeit in Erinnerung geblieben?

In Erinnerung geblieben ist mir ein Bild von der Jugendgruppenreise 1992. Königs Wusterhausen ist die Partnerstadt von Hattingen. Wir waren damals zu Gast in einem Jugendhaus und die Jugendlichen haben uns erzählt, dass die damalige Sozialarbeiterin gesagt hat, ihr müsst euch benehmen, da kommen auch ein paar Schwarzköpfe mit. Die Jugendlichen waren bei unserer Begegnung erst mal total distanziert und im Laufe des Abends sind wir uns nähergekommen, haben uns kennengelernt. Die haben uns dann gesagt »Ey ihr seid ja ganz anders als wir uns euch vorgestellt haben. Wir dachten Schwarzköpfe sind alle gleich, ziehen uns ab.« Blablabla, diese Vorurteile halt. Das ist mir in Erinnerung geblieben und wenn ich heute Sozialarbeiter\*innen höre, dann bin ich erst mal skeptisch.

Und die Kälte im Januar 96, diese eisige Kälte, die werde ich niemals vergessen. Ich hatte ja nichts von zuhause mitgenommen, bis auf die Klamotten, die ich anhatte. Ich hatte noch nicht einmal meinen Pass. Mit Peter hat es keine zwei Tage funktioniert. Er wollte un-

bedingt Sex. Er gefiel mir auch, aber ich war frisch von zuhause abgehauen und nicht in der Stimmung. Er meinte dann, wenn du abgehauen willst, es gibt die Schwule Internationale. Da bin ich dann hin und hab da Birol kennen gelernt und konnte für einen Monat bei einem Freund von ihm unterkommen. Dann habe ich über eine Arbeitskollegin von Birol, über die A.D.M. Aids Danişma Merkezi, eine Beratungsstelle für türkischsprachige Menschen direkt am Kotti, eine Wohnung zur Untermiete bekommen und danach meine erste eigene Wohnung. Ich war damals viel bei der Schwulen Internationale und wenn ich jetzt zurückblicke, muss ich feststellen: Die haben damals enorm viel geleistet. Die haben uns inspiriert und aus der Idee haben wir Glad t.e.V. gegründet. Parallel zur Gay Orient Night, was Hakan Taş damals gemacht hat.

Ist Gay Orient Night die Vorläufer\*in von Gayhane?

Es ist eine andere Veranstaltungsreihe gewesen. Hakan Taş hat die Gay Orient Night gemacht und viele Künstler\*innen sind dort aufgetreten. Ich war immer als Gast da. Ein paar Monate später im Sommer 1996 haben Fatma Souad und Lale Lokum aka Cihangir Salon Oriental im Café Unart in der Oranienstraße gegründet, das es jetzt leider auch nicht mehr gibt. Ich habe darüber Fatma und Cihangir kennen gelernt und bin dadurch auf die Bühne gekommen. Ein Jahr später haben wir dann Gayhane gemacht.

War Gayhane von Anfang an im SO36?

Salon Oriental fand im Unart statt. Dann hat das Unart geschlossen. Wir mussten daraufhin Locations suchen. Wir hatten dann eine

Gastaufführung im SchwuZ, damals in der Bergmannstraße. Die Zusammenarbeit hat aber irgendwie nicht funktioniert und es blieb bei der einen Aufführung. Irgendwann kam Richard vom SO36 auf uns zu »Wir brauchen queere Leute. Wir wollen diese Veranstaltung. Warum macht ihr das nicht bei uns im SO36?« So sind wir im SO36 gelandet. Vor uns war Hakan Taş schon mit drei oder vier Veranstaltungen zu Gast im SO.

Könntest du uns etwas zu den Entwicklungen im SO36 nach dem Mauerfall erzählen?

Richard und Lilo sind nach dem Mauerfall ins SO36. Damals war das SO ein Punk-Rock-Haus. Zuvor ein türkischer Hochzeitssaal und davor ein Kino. Die ersten queeren Veranstaltungen gab es ab Mitte der 80er und ab den 90ern wurde es so richtig queer.

Wie kam es denn zu der Öffnung hin zu queeren Formaten?

In der Oranienstraße in Kreuzberg mussten viele Läden Anfang der 90er schließen. Das Café Anal zum Beispiel. In Friedrichshain oder Prenzlauer Berg war es so boom boom und in Kreuzberg wurde es lau. Das SO36 konnte als einziger queerer Punk-Rock-Raum standhaft bleiben. Es war sehr schwierig. Das SO36 stand ja auch vor der Schließung. Der Senat musste eingreifen, es gab Petitionen und Spendenaktionen, dass es aufbleiben kann.

Wir haben uns in den 90ern noch als Jugendliche im Sauerland und dem Taunus gelangweilt und von der Großstadt geträumt.

Was hat denn das Kreuzberg der 90er Jahre ausgemacht?

Kreuzberg war immer ein Arbeiter\*innenviertel und ist auch immer eines geblieben. Vor dem Mauerfall wollte hier niemand leben, weil es im Schatten der Mauer lag. Das wirkte auf jeden Fall noch nach. Die Häuser waren richtig runtergekommen. Die queere Community hat sich dort auch durch die linke Szene etablieren können, die sich mit der queeren Szene solidarisierte und zusammengeschlossen hatte. Das ging Hand in Hand und Schulter an Schulter.

Schulter an Schulter gegen den Rassismus? Wie seid ihr denn gegen die Zustände zu dieser Zeit vorgegangen?

Wir mussten Räume schaffen. Hakan Taş hat damals diese Partys begonnen, weil es keine queeren Räume für Menschen, damals hauptsächlich queere Menschen mit Türkei-bezug gab. Rassismus war damals überall präsent. Im Osten stärker, aber auch in Schöneberg, auch heute noch. Als Schwarzkopf bist du als Exot\*in gerne gesehen, aber man will sich in der Öffentlichkeit nicht mit dir zeigen. Damals war das so ein Thema »Darkroom ja, aber an der Bar mit dir sitzen nicht.« Und deswegen hat Hakan Taş damals die Initiative ergriffen, Gay Orient Night als einen Raum für uns zu schaffen. Er hatte enorme Schwierigkeiten einen Raum zu finden. Die erste Location war eine türkische Disco in Alt Tempelhof. Eine hetero Disco, die uns zur Verfügung gestellt wurde. In der Nürnberger Straße war es ebenfalls eine türkische Disco, die queeren Leuten ihren Raum zur Verfügung gestellt hat.

Das ist ja interessant, weil Homo- und Transphobie vor allem auf muslimisch gelesene Männer projiziert wird.

Wir waren einer der meist geschütztesten Räume. Unsere Türsteher waren alle heterosexuelle Männer, die uns vor heterosexuellen Männern geschützt haben. Die haben gute Arbeit geleistet. Es gab mal hier und da Reibereien, aber es war ein geschützter Raum. Daran haben wir bei Gayhane angeknüpft. Gayhane sollte ein geschützter Raum und »orientalisch« bleiben. Es sollte ein Raum für Menschen mit Migrationshintergrund sein, nicht ausschließlich türkisch oder arabischer, sondern jeglicher und es sollte queer bleiben. Den Anspruch haben wir immer noch. Heute noch. Es gibt Clubs, wo du heute noch als Schwarzkopf Schwierigkeiten hast reinzukommen. Die sagen dir nicht: »Du hast schwarze Haare.« Die sagen dir: »Deine Turnschuhe gefallen mir nicht.« Nicht nur hetero Clubs, sondern auch schwule. Eine Zeit lang gab es diese Türklappen »Geschlossene Gesellschaft«. Es sei denn, du kanntest dort jemanden, der da arbeitet. Ich kam da manchmal über Gayhane rein, aber ansonsten nicht.

Gayhane war ja auch nicht nur eine Partyreihe. Welchen politischen Anspruch hattet ihr?

Gay Orient Night war auch schon sehr politisch, da war ich nur zu Gast. Bei Salon Oriental kam ich als Künstler\*in dazu und bei Gayhane war ich von Anfang an dabei. Salon Oriental, unsere Cabaret- oder Travestieshows, waren politisch und hatten immer einen tagespolitischen Hintergrund. Wir haben in unseren Shows immer aktuelle Themen behandelt. Wir haben die Abschiebung von »Mehmet« in Bayern<sup>1</sup> behandelt.

Wir haben die Cabaret- und Travestieshow Schwarzmeerklinik gemacht. Wir haben uns mit den verschiedensten Diskriminierungen beschäftigt. Mit transgender Themen. Wir haben Bauchtanzwettbewerbe organisiert. Durch Salon Oriental und Gayhane haben wir viele Menschen mit Türkeibezug erreicht, die sind alle zu unseren Veranstaltungen gekommen. Da haben wir gemerkt, es gibt ein Bedürfnis und einen Bedarf. Wir sind so viele Menschen, wie können wir unsere Rechte einfordern? Denn als türkisch und lesbisch wirst du doppelt und dreifach diskriminiert. Deshalb war es für uns an der Zeit, unseren Verein Gladt e.V. zu gründen. Erst hieß der Verein Türk Gay, das haben einige Freund\*innen berechtigterweise kritisiert. Die meinten, wir sind zwar alle aus der Türkei, aber wir sind nicht alle Türk\*innen, wir sind auch Kurd\*innen und so weiter. İpek İpekçioğlu hat dann den Namen Gladt – Gay & Lesbians aus der Türkei vorgeschlagen.

Wie habt ihr euch bei Gladt e.V. organisiert?

Davor gab es ja, wie ich bereits gesagt habe, die Schwule Internationale, die wöchentliche Treffen am Nollendorfplatz angeboten haben. Viele fühlten sich nicht durch die Schwule Internationale vertreten, weil der Verein von Deutschen dominiert wurde. Wir haben uns anfangs in den Räumlichkeiten der Schwulen Internationale getroffen. Dann aber einen eigenen Verein gegründet und uns dann auch einen eigenen Raum gesucht.

Wir haben uns selbst organisiert und finanziert, Spendenaufrufe und Veranstaltungen gemacht. Gayhane hat viele Soli-Veranstaltungen gemacht. Wir haben als Gladt e.V. einen Stand beim Motzstraßenfest gemacht

und Geld gesammelt und drei Jahre hintereinander den Preis für den besten Stand bekommen. Vereinsarbeit ist eine schwierige Arbeit. Ich habe mich dann irgendwann zurückgezogen.

Bei Gayhane bin ich nach wie vor aktiv und für mich ist Gayhane immer noch ein Zufluchtsort für queere Menschen. Es kamen früher Leute, die sich im SO36 vor Ort umgezogen und geschminkt haben, weil sie sich in der Öffentlichkeit nicht so zeigen konnten. Dort konnten sie sich drei vier Stunden amüsieren, dann abschminken und umziehen und wieder raus in die Realität. Wir waren hier sehr sensibel.

Wir haben auf der Straße unsere Gäste erst begrüßt, wenn sie uns begrüßt haben. Unsere Gesichter waren ja bekannt. Am Anfang war unsere Kasse drinnen, damit sich unsere Gäste nicht draußen anstellen müssen und eventuell gesehen werden. Irgendwann wurde es dann aber so voll, dass die Schlange bis nach draußen reichte und wir haben gesehen, dass Gäste mit dem Gesicht zur Wand standen damit sie keiner sehen konnte. Darauf haben wir reagiert und Clubkarten für Personen, die draußen nicht Schlange stehen wollten, eingeführt.

Wir haben auch viel politische Arbeit, Aufklärungsarbeit gemacht und Soli-Veranstaltungen. Wir haben Geld gesammelt für Projekte in Deutschland, aber auch internationale Projekte: für Gay Prides in der Türkei zum Beispiel, für trans Menschen, für Menschen in Gefängnissen, für Anwaltskosten, für Menschen, die Hilfe brauchten. Das ist nach wie vor unser Anliegen.

Habt ihr das alles unentgeltlich gemacht?

Wir hatten anfangs sehr sehr wenig Geld und haben daher wenig verdient. Wir haben dann als Organisator\*innen beschlossen, dass erst die Personen, die an der Tür und an der Bar arbeiten, Geld bekommen, die waren ja nicht über das SO36 angestellt. Wenn Geld übrigblieb, haben wir geschaut, wer mehr Geld braucht und es dementsprechend aufgeteilt. Als wir dann größer wurden, wurden alle gerecht bezahlt. Irgendwann wurde Gayhane zur SO36-Veranstaltung, damit alle über das SO bezahlt werden können.

Ihr habt ja die verschiedensten Räume geschaffen.

Ja, nicht nur Räume. Wir hatten auch große Wagen beim CSD, mit Davul und Zurna organisiert, mit Folkloregruppen/tänzer\*innen. Wir haben auch demonstriert. Wir sind beschimpft worden. Wir sind mit allem Möglichen beschmissen worden, was du dir vorstellen kannst. Wir wurden an der Potsdamer Straße angepöbeln, da musste die Polizei anrücken. Unser Wagen wurde mit Flaschen beworfen – unser Wagen, weil wir türkische und arabische Musik gespielt haben. Wir haben aus politischen Gründen keine Nationalflaggen benutzt. Wir mussten sehr viel ertragen, nur weil wir Tarkan gespielt haben. Wir haben viel ertragen müssen, aber viel Gesicht gezeigt und viele viele Räume erkämpft und damit auch Freiheit geschaffen. Dass wir in Kreuzberg und auf der Oranienstraße – Schwule, Türken, Araber oder die Deutschen, die auch sehr viel bewirkt haben – »Kiss Kiss« am Kotti machen können – was ich ja nicht so befürworte (lacht) – haben wir wirklich Gayhane und dem SO36 zu verdanken.

Wenn die Gegenwart »Kiss Kiss« am Kotti ist, erzähl doch mal wie es früher war und die Situation sich verändert hat.

Ich kann mich erinnern, dass die Leute am Anfang, wenn sie uns gesehen haben, extrem ablehnend reagiert haben. Ich bin provokant mit Schminke ins Taxi oder in die U-Bahn gestiegen und in Kreuzberg die Oranienstraße entlanggelaufen und dann wurdest du wirklich angepöbelt und angepisst. Aber irgendwann haben sich die Leute an das Bild gewöhnt, weil sie gemerkt haben »Ey, die machen nur ihren Job, ihre Arbeit, und haben Spaß daran. Es sind ein oder zwei Jahre vergangen, aber ich spüre nichts Nachteiliges für mich.« Die Sichtweise hat sich verändert, wie die Leute einander begegnet sind. Und dadurch haben auch viele Geschäfte von queeren Menschen auf der Oranienstraße aufgemacht, die heute noch existieren. Das war vor Gayhane nicht möglich. Verändert hat sich auch die Sichtbarkeit, das Bild von Schwulen, Lesben und queeren Menschen in Kreuzberg. Der Kreuzberger Transgeniale CSD, unsere Bühnenaufführungen oder auch was am 1. Mai gemacht wurde, was nicht so kommerziell war, – es hat sich wirklich vieles Positive für queere Menschen entwickelt und ist dadurch vor allem auch für andere Leute sichtbar geworden. So haben sie unsere Anwesenheit vielleicht nicht als selbstverständlich, aber als Tatsache akzeptiert, zumindest in der Oranienstraße. Aber wenn du in die Wrangelstraße oder in die Naunynstraße gegangen bist, war es schon wieder ein bisschen anders. Wir haben uns wirklich das Gebiet vom Oranienplatz bis zum Heinrichplatz mit unserer Präsenz und unseren Flyern erobert. Bei Flyern, etwa für den Transgenialen CSD oder für die queere Bühne am 1. Mai, war damals schon unser Anspruch, eine nicht

so akademische Sprache zu verwenden. Ich und einige Freund\*innen haben immer gesagt: »Erkläre in ganz einfachen Worten: Wir sind da, wir stehen hier und ihr seid willkommen!« Und damit haben wir nicht nur junge Leute angesprochen, sondern auch Menschen mittleren Alters oder älter, auch mit Kopftuch. Und wenn sie gesagt haben: »Ich kann nicht lesen«, dann haben wir denen das wirklich vorgelesen. Wir haben sehr viel positive Rückmeldungen bekommen: »Toll, dass ihr das macht. Das ist euer Leben. Genießt es.« Und das hat uns ermutigt. Natürlich gab es auch viele Reibereien.

Und wie sah es mit Allianzen aus, die sich entwickelt haben oder die ihr aufgebaut habt? Wer hat euch bei euren Kämpfen unterstützt?

Für Gayhane kann ich auf jeden Fall sagen, das war das SO36, einzelne Personen, aber keine größeren Organisationen. Wir haben nie Gelder bekommen. Wir waren ja im SO36. Und das SO36 war ja sehr links und als Linke\*r bist du in der Gesellschaft sowieso außen vor. Wir haben alles selber gemacht. Beim Transgenialen CSD haben wir mit dem SchwuZ, Südblock, Olfe, Gnadenbrot, das gab es damals, und mit kleinen Gruppen zusammengearbeitet. Außerdem haben wir Spenden bekommen – Oregano war eine große Unterstützer\*in und ist es noch, egal was queeres läuft, sie ist dabei. Auch einige Buchgeschäfte in der Gegend haben uns unterstützt. Also kleine Sachen. Einfach nur solidarisch. Das hat uns schon gereicht. Wir wollten auch nicht unbedingt Geld. Wir haben damals beispielsweise Fahnen gemacht und haben die Leute, die Geschäfte hatten, gefragt, ob wir sie da aufhängen können. Und bis auf ein oder zwei haben wirklich alle

mitgemacht, egal ob es Fahnen oder Flyer waren, die hingen wirklich überall. Kennt ihr die noch mit dem Kamel in lila oder rosa?

Ja klar, deutsch- und türkischsprachig, oder? Die hingen wirklich überall.

Sogar türkische Cafés haben gesagt: »Ja, wir hängen das auf. Das ist euer Leben ...« Ich kann mich auch noch an den Kommentar erinnern: »Solange du nicht an meine Hose gehst, kannst du es aufhängen.« (alle lachen)

Ab den 90ern haben die rassistischen Zustände dann aber schon stark zugenommen oder wie hast du das wahrgenommen?

Ich kann das nur aus der schwulen Community heraus sagen, aber es war eine Zeitlang wirklich so, dass ich mich nie wohl gefühlt habe, wenn ich in eine Schwulenbar, Schwulencafè oder Schwulenclub gegangen bin. Ich oder andere Freund\*innen sind gerne als Exot\*in oder Bauchtänzer\*in eingeladen oder engagiert worden, aber das reichte dann auch. Wenn du in Clubs reingegangen bist, gab es ganz krasse rassistische Stereotype und es wurde das Gefühl vermittelt – aber nie ausgesprochen –, dass wir unerwünscht sind. Es gab beispielsweise Momente, wo du eine halbe Stunde an der Theke standest und der Typ schaute dich an, aber du wurdest nicht bedient. Und wenn du dich beschwert hast, hieß es: »Was willst du denn, ich habe dich nicht gesehen.« Und dann haben sie sich gewundert, dass einige ausgerastet sind, weil sie bedient werden wollten.

Ich persönlich habe rassistische Anfeindungen dann auch besonders in der Berufsschule erfahren als ich später meine Umschulung zur Friseur\*in gemacht habe. Ich musste damals nach Marzahn zur Schule. Als Türk\*in

war es eine Qual, als Schwuler sowieso. Obwohl du Friseur\*in gelernt hast, musstest du auf einer Friseur\*innenschule Sexismus und Rassismus erfahren. Und dann habe ich nach einem Jahr – ein Jahr habe ich durchgehalten – einen Schulwechsel beantragt. Mein Chef musste sich ebenfalls für mich einsetzen. Ich habe ihm gesagt: »Entweder ich höre mit der Ausbildung auf oder ich wechsle die Schule«. Es gab ja nur zwei Schulen in Berlin. Ich habe wirklich dafür gekämpft, dass ich nach Wilmersdorf auf die Schule komme. Mit mir sind damals glaube ich weitere zehn oder fünfzehn Schüler\*innen gewechselt. Denn der Rassismus ging nicht nur von den Schüler\*innen aus, sondern auch von den Lehrkräften. Der Lehrer fragte uns beispielsweise: »Wie wollt ihr denn euren Frauen die Haare schneiden?« oder »Was tragen denn bei euch die Frauen unter dem Kopftuch? Wie frisiert ihr die denn? Haben sie auch so schöne Haare wie unsere Frauen?« Aber du konntest nichts sagen, weil du ja wusstest, die kriegen dich auf den Kieker. Über meinen Notendurchschnitt auf der Berufsschule wollen wir sowie nicht reden. Ja, ich habe viel Rassismus erlebt oder viel von Freund\*innen mitbekommen.

Es gab natürlich auch Freund\*innen, die mit Deutschen befreundet waren oder Partner\*innenschaften hatten, die meinten, sie würden das nicht mitbekommen. Aber klar, die hatten ja auch ein ganz anderes Umfeld. Wenn du mit deinem deutschen Freund Hand in Hand in eine Kneipe gehst, sagt keiner was, aber wenn drei Kanaken in Schöneberg in ein Café gehen wollen, schauen sie dich auch entsprechend an ...

Aber ihr habt Widerstand geleistet mit dem, was ihr gemacht habt.

Ja, das haben wir ... Zum Beispiel mit Fatma, dieser Freundin von mir. Sie war in den 80er und 90er Jahren noch provokanter und hatte den Anspruch sozusagen Kunst am Körper zu machen. Das machte sie mit Klamotten und Schmuck, die sie selber hergestellt hatte. Irgendwann haben wir dann gesagt. »Wir machen Politik mit uns selber, mit unseren Körpern und unserem Aussehen.« Und wir haben wirklich Politik gemacht: Wir sind auf den Markt am Maybachufer, der übrigens damals noch viel schöner war, weil es viel mehr Auswahl gab, nicht nur Essen, sondern auch mehr Klamotten, Schmuck und anderes. Wir haben uns einmal die Woche, freitags oder samstags, aufgetakelt, wenn es auch nur Lippenstift oder Mascara war, und sind auf den Markt gegangen und haben unsere Flyer verteilt. Ob die nun hetero waren oder nicht, schwul oder queer. Das war uns egal. Die Leute sollten sehen: »Wir sind da um zu stören.« Und wenn die uns mit »Abi« angesprochen haben, hat Fatma gesagt »Du, seh ich aus wie ein »Abi«? Mein Lippenstift reicht nicht?« Antwort: »Soll ich dich »Abla« nennen?«, Fatma: »Ja, nenn mich doch »Abla«. Du brichst dir damit keinen Zacken aus der Krone.« Und dann haben sie sich kaputtgelacht.

Es war schwierig, aber wir haben unsere Räume erobert. Wenn es heute - zutage für viele selbstverständlich ist, bestimmte Dinge als queerer Mensch zu tun, dann wird oft vergessen, dass viele Transen - nicht nur türkische und arabische, sondern auch viele deutsche Freund\*innen - viel dazu beigetragen und dafür gekämpft haben, dass das so leicht ist. Und vor uns waren andere trans Freund\*innen, die im SO36 diese queeren Partys und Konzerte organisiert haben. Das haben sie erkämpft. Wir konnten darauf auf-

bauen und haben für unsere Sache weitergekämpft. Und wenn ich heute höre: »Ich bin so frei, ich kann hier ja sogar heiraten«, dann sage ich: »Ja, schön, aber es gibt noch viel zu tun.«

Du hast ja schon erzählt, was sich für dich zum Positiven entwickelt hat. Hat sich alles zum Positiven entwickelt?

Nein, das Solidarische ist leider nicht mehr so stark. Ich denke, wenn es hart auf hart kommt, schon. Aber insgesamt hat sich schon was verändert. Ich sehe diese Achtsamkeit in der Szene nicht mehr so sehr. Früher war es so, wenn jemand etwas gebraucht hat oder Geld gemacht hatte, war Teilen wirklich sehr groß. Egal ob es eine Perücke war oder Schminke, egal was, sogar einfach nur das Taxi zu teilen. Das war wirklich viel intensiver und stärker. Heute habe ich das Gefühl, die Leute versuchen Einzelkämpfe zu führen. »Ich, ich, ich werde das schaffen«, und wir haben gesagt: »Einzel ja, aber einzeln kann ich nicht viel bewirken. Wenn ich zu zweit, zu dritt, zu viert bin, dann bin ich stärker«, und so haben wir das gemacht.

Und ja, positiv. Es ist eigentlich alles positiv, wenn man so schaut. Ich finde es schön, wenn ich die Jugendlichen so zwischen achtzehn bis Mitte zwanzig sehe, mit welcher Selbstverständlichkeit sie durch die Straßen gehen. Ich bewundere das. Ich bin dankbar. Ich freue mich. Und ich sage: »Das muss noch mehr werden«, aber ich sage auch: »Bitte vergesst nicht, wie es dazu gekommen ist und, dass es auch sehr schnell vorbei sein kann. Fühlt euch nicht sicher. Ihr müsst immer noch achtsam sein. Ja, es ist schön, nimm dir den Raum, aber gib ihn auch nicht her. Gib ihn nicht her.«

Also permanentes Verteidigen.

Immer noch. Immer. Wir müssen Gayhane immer noch verteidigen. Wir müssen uns immer noch rechtfertigen, warum wir bestimmte Leute nicht reinlassen. Aber es ist immer noch ein queerer Ort und manche Leute haben es noch nicht mal nötig den Kopf zu heben und zu schauen, was das für eine Veranstaltung ist. Es kommen Leute, die auf eine »orientalische Party mit türkischer Musik« wollen. Für die ist das die falsche Party, der falsche Ort. Aber dann wird uns – ich sage jetzt mal – von einer »Angelika« vorgeworfen, dass wir rassistisch und sexistisch sind.

Die haben das dann wohl nicht ganz verstanden.

Es geht nicht darum, dass sie nicht reinkommen, sondern dass sie nicht wissen, was es für eine Party ist. Eine »orientalische Party« gibt es nicht. Wenn die noch nicht mal sagen können: Das ist Gayhane, eine schwul-lesbische Party. Da steht ganz groß am Eingang »Gayhane HomoOriental«.

Ja, in bestimmten Läden kann man das machen. Beim Berghain beschwert sich niemand.

Ja, das ist wirklich so. Im Berghain oder in anderen Clubs, wenn du an der Tür stehst und die dir sagen, dass du nicht reinkommst, dann schauen sie noch nicht mal nach oben, drehen sich um und gehen. Bei uns ist das anders. Wie viele Emails ich manchen nach Gayhane beantworten muss. Warum, wieso, weshalb ... Wir sind angeblich Rassisten, Sexisten, homophob, transphob. Wenn du das verfasst und uns schickst, dann hast du wirklich keine Ahnung. Aber wir nehmen uns Zeit

diese Emails zu beantworten, manchmal treffen wir die Leute auch persönlich.

Wow, das ist ja krass, dass ihr das macht und euch die Zeit dafür nehmt.

Wir denken jeder hat das Recht zu hören, warum, wieso, weshalb ... Wir kennen das ja von anderen Clubs, dass du da mit hängenden Schultern weggehst und kein Gehör gefunden hast. Wenn wir mit den Leuten reden, verstehen die das ja auch.

Im besten Fall. Wie würdest du insgesamt deine Strategien im Alltag beschreiben?

Wir stören immer und gerne. Ich bin der Meinung, wenn die Leute nicht gerüttelt und geschüttelt werden, wachen sie nicht auf. Oder man muss sie wachhalten. Nicht nur wecken, sondern wachhalten – den Zustand aufrecht erhalten. Sensibilität ist immer noch das A und O – sich selbst und den anderen gegenüber. Leider sind es wirklich sehr viele Einzelkämpfe, was ich auch bewundere. Aber ich sage dann auch immer. »Einzel ja okay, aber gemeinsam ist es besser.«

Was sollte aktuell gemeinsam verteidigt werden?

Die Straße. Gerade in Bezug auf Mieten. Kreuzberg ist nach dem Mauerfall langsam immer mehr ins Zentrum von Berlin und damit ins Rampenlicht gerückt.

Die Menschen, die das ganze Viertel belebt oder auch für seinen Erhalt gekämpft haben, können sich das einfach nicht mehr leisten. Solidarität, Solidarität, Solidarität. Mehr kann ich nicht sagen. Das hängt alles zusammen. Die Schwächsten werden natürlich als erste

verdrängt. Die Verdrängung hat schon stattgefunden. Als SO müssen wir immer noch kämpfen. Café OYA, Südblock, Olfe, haben alle mit Mieten und Vermieter\*innen zu kämpfen und politisch sowieso.

Aber das zeigt es ja auch. Ihr habt 20, 30 Jahre politische Arbeit gemacht und es kann trotzdem ...

... von heute auf morgen zu Ende sein. Deswegen meine ich ja auch, die Leute brauchen ein Bewusstsein dafür. Wir haben uns vieles erkämpft, aber das heißt nicht, dass es so bleibt. Wir müssen weiterhin aufmerksam und achtsam sein und schauen, wo was los ist.

Ich kann nicht sagen: »Ich kann als trans auf der Straße rumlaufen«. Ja, das kannst du, aber mehr auch nicht, wenn dir deine Räume, deine Zufluchts- und Schutzräume weggenommen werden, einer nach dem anderen. Dann stehst du wieder am Anfang. Dann musst du dir wieder alles neu erkämpfen.

Die Situation wird auch immer schwieriger. Die Preise steigen. Es ist eine sehr langsame Transformation, im positiven Sinne, aber ein sehr schnelles Vergessen.

Ja, genau. Als Gayhane haben wir im Januar 21-jähriges Jubiläum gefeiert. Mit Salon Oriental sind es schon fast 23 Jahre. Aber was wir in kleinen Schritten erreicht haben, können wir sehr schnell eins nach dem anderen auch wieder verlieren. 15, 16, 18 Jahre Arbeit, das kann dir wirklich innerhalb von ein paar Monaten weggenommen werden, wenn du nicht vorsichtig genug bist oder nicht weiterkämpfst.

Und auch kollektiv kämpfst.

Ja, genau. Wir wollen doch Menschen erreichen, Sichtbarkeit schaffen auf der Straße. Unsere Arbeit findet auf der Straße statt. Ich habe immer gesagt: »Meine Arbeit, meine Politik findet auf der Straße statt. Auf der Hermannstraße, auf der Karl-Marx-Straße, am Kottbusser Tor, auf der Schönleinstraße. Wenn ich im Londoner Restposten einkaufen gehe und ich die Mitarbeiter\*innen dazu gebracht habe mir zu helfen, wenn ich et- was nicht finde. Und mir eine Mitarbeiterin mit Kopftuch ein Abendkleid aussucht und sagt ›Abi, ich glaube, das wird dir nicht stehen, ich würde lieber das hier nehmen.« Das finde ich gut. Oder wenn ich in der Hermannstraße arbeite und der Bäcker von nebenan kommt und fragt:

›Wie geht es dir?‹ und ich sage: ›Heute Abend ist meine Party. Dies und das.« Und ich reden kann. Politik findet auf der Straße statt. Nicht auf dieser akademischen Ebene, nicht mit Worten um sich schmeißen, was sowieso die Hälfte, mehr als die Hälfte der Menschen nicht versteht. Akademische Sprache, sorry, brauche ich nicht. Für mich findet die Arbeit auf der Straße statt.«

#### Anmerkung

1 1998 wurde der in München geborene, minderjährige Muhlis Ari, bekannt unter »Mehmet«, mit 14 Jahren rechtswidrig in die Türkei abgeschoben. Der »Fall Mehmet« ging in die Rechtsgeschichte ein